

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

233 (7.10.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 40

Der wird sich wunderbar erweisen
Die Kunst der hohen Obrigkeit.

Der kommt auch nicht ins Loch.

Bergblumen.

Die Blumen sind schön und wissen es nicht; die Menschen meinen oft, sie seien schön, und sind es nicht. Das kann man am besten sehen hier oben in den Bergen, wo so viele Berghotelgäste, Gigerl und brillantendekorierter Fabrikbesitzergruppen einem das einfache Wort von den Liliën auf dem Felde, die schöner gekleidet sind, als Salomo in seiner Pracht, in seiner ganzen Reife zum Bewußtsein bringen.

Um wird es Herbst. Die öffentlichen Gärten der Städte glühen in der leisen Farbenpracht der Spätsummerblumen. Aber auf diesen Blumen hastet etwas von dem Stidestand; der Stidestand und das viele heisse Weichheit, das um sie herum und über sie verflücht wird, liegt wie ein Mehltau auf ihnen. Dürre kommt hat sie zur Erzielung von Knospenhaufen zusammengefaßt. Die feinen Liebergänge, die zarten Verbindungen, auf die sich nur die Hände der großen Mutter Natur verlassen, fehlen, und alles wirkt prunhaft und aufdringlich. Da ist es Erziehung und Loyalität der Augen, über die weiten Bergabenden und die stillen Balowiesen des Schwarzwaldes in ihrer herben Schönheit zu schweifen. Hier oben auf dem Felde, nach der Schneekappe die höchste Mittelgebirgsberghöhe von Deutschland, wächst und blüht im Juli und August eine Gebirgsflora, wie man sie herrlicher kaum mehr trifft. Und was die Bergblumen so ganz besonders schön macht, das ist ihre Unberührtheit. Sie sind in ihrem stillen Leben eine Welt für sich, zu der höchstens die Käfer, Spinnweben und Schmetterlinge Zutritt haben, wenn sie sich artig und anständig benehmen wollen. Und wie anders leben hier z. B. die Schmetterlinge, als drinnen in der Ebene. Den Zutritt für Gefahren, die ihnen von den Menschen drohen, haben die Schmetterlinge hier oben nicht. Frieblisch und sorglos jagen sie von Blüte zu Blüte, die Blumenaugen, die Trauermäntel, die großen Fächer und wie sie alle heißen. Ich habe auf einen halben Meter Entfernung zahlreiche Schmetterlinge, die sich gerade mit Restor betheiligen, photographiert, und es wäre ein leichtes gewesen, sie mit zwei Fingern zu fangen. Aber wozu fangen? Die Schmetterlinge haben zu tun, und manche von ihnen kochen oft mit ganz gelben Fliesen von einem Arnikafarn zum andern, befruchtenden Blütenstaub mitgeschleppend.

Die Arnika, mit ihren großen, tief goldenen Sternen und den mit feinem, weichen Flaum besetzten Stengeln und Blättern. Ihr köstlich herber, kräftiger Duft ist mir lieber als der der Rose und der des Veilchens. Und daß sie eine Heilpflanze ist, das riecht man ihr an. Kraft und Gesundheit atmet sie aus und Schönheit. Das ist viel auf einmal, ich weiß es, aber so ist sie, die Arnika. Das ist eine Blume, die Wödlin selbst malen sollen. Wäpferhaft als goldene Sterne auf grünen, heißen, felsüberfüllten Bergwiesen. Aber ich habe sie auf keinem meiner Bilder gefunden. Die Arnika blüht im Juli und anfangs August. Jetzt ist es vorbei mit ihrer Pracht. Aber eine andre Pracht hat sich jetzt aufgetan. Das ist das Windröschen. Der Name paßt nicht recht zur Pflanze. Es ist eine meterhohe Weidenart mit farnartigen Blättern, die nicht einzeln wirken, sondern nur in ihrer Gesamtheit. Denn sie stehen zu vielen Dutzenden um den Stengel der Pflanze herum, nach oben zu immer kleiner werdend. So sieht die Pflanze in ihrem oberen Teil in der Form wie ein Fuchsschwanz aus, und im Volksmund heißt das Windröschen oft auch Fuchsschwanz, obwohl dieser eine andre Pflanze ist. Wäpferhaft wächst es jetzt an den Hängen des Feldberges hinauf, und besonders von weitem gesehen, bei blauem Himmel und weißen Wolken, ist eine von Tausenden von Windröschen bebaute Bergwiese ein unergreiflicher Anblick.

Noch schöner und erster ist der blaue Alpenmilchlattich. Er wird mehr als meterhoch und ist als Einzelpflanze wie in der Massenwirkung das blaue, stille Wunder des Bergwaldes. Diese Pflanze hat etwas von dem Geheimnisvollen des Waldes an sich, und ich suche immer, ob sie nicht auf dem Wäpferlichen Bild, der Waldeshölle, zwischen den Tannenstämmen steht, durch welche die Jungfrau auf dem Einhorn reitet. Die blauen Blüten gleichen eher Josteln als Sternen und sind zu prachtvollen, großen Büscheln vereinigt. Die Blätter, die stiellos an dem saftigen und leicht zerbrechlichen Stengel sitzen, haben etwas Phantastisches in ihrer spitzigen Form. Wenn die Sonnenstrahlen wie eine Glorie durch dunkle Tannenäste auf die blauen Blütenflächen des Alpenmilchlattichs fallen, dann wird für Augen, die sehen können, eines der schönsten Farbenwunder der Bergwaldwelt sichtbar.

Der Engian kommt auf dem Feldeberg nur in der Art des gelben Engians vor, an dem das merkwürdigste die lange schwarze Wurzel ist, aus der eines der besten Magenmittel hergestellt wird. Der schönste der Engiane, der blaue mit seinen ultramarinblauen großen Blüten, schmückt erst die Alpenwiesen. Auf dem deutschen Mittelgebirge findet man ihn noch nicht, während zwei andere prachtvolle Bergpflanzen, der rote und gelbe Fingerhut, die Spender des Digitalis, des wirksamsten Herzregulators in den Händen des Arztes, sich auch schon in tieferen Lagen finden.

Zwei Blumen und ein Moos, die nur besonders der Frühherbst- und Spätherbst-Landschaft hier oben ihren Charakter geben, sind Eritia, das Heidekraut, die Silberdistel und der Värlopp.

Drummen im Tal blüht Eritia schon; aber hier oben röten sich die Berggipfel erst Ende August. Sie ist die anspruchsloseste, lieblichste Blume des Schwarzwaldes und bringt mit ihren Millionen winziger roter Blüten materielle Effekte von tiefem Reiz hervor. Es gibt ein Bergglüh im Herbst, das entsteht, wenn die Abendsonne über große Flächen von rotem Heidekraut fällt. Die Farbenwirkung ist intensiver als auf

den nachfolgenden Seiten, weil die Schatten der Sonne fast direkt auf die Berggipfel auffallen, während sie in der Tiefe der Ebene nur so darüber hinströht.

Die Silberdistel, die, wie der Värlopp, das schöne Vergnügen mit seiner launenartigen Bergweidung. Ihre Heimat in den Höhen des hohen Nordens hat, ist die letzte Blume, gewissermaßen die aller des hohen Schwarzwaldes. Groß und stolz leuchtet sie im Berggras. Eine schöne Blume, aber um sie zu lieben, dazu ist sie zu hoch.

Und wenn ich nun hier oben still liege, über mir der blaue Himmel, um mich aber die feuchte Pracht der Bergblumen, dann muß ich oft an das Märchen von den Blumen im Himmel denken.

Das heißt aber so:

Ein Mensch war in den Himmel gekommen und ein Engel zeigte ihm am ersten Tage die Herrlichkeiten des Paradieses. Der Mensch fragte aber all die Schönheit; aber sich nicht genug tun vor Verwunderung konnte er über die Blumen, die im Himmel leuchteten. Als er sich lange genug verwundert hatte, sagte der Engel zu dem Menschen: „Ach, seid ihr Menschen doch so seltsame Geschöpfe. Genau die gleichen Blumen wachsen bei euch auf der Erde. Aber dort habt ihr nicht die Augen, ihre ganze Schönheit zu sehen.“

Und der Mensch sah die Blumen genauer an und fand, daß der Engel recht geredet hatte. Das betäubte ihn so, daß er den Engel bat, ihn wieder auf die Erde hinabgehen zu lassen, um die Menschen sehen zu lehren. Der Engel erlaubte ihm, den Himmel zu verlassen und wieder auf die Erde zu gehen. Aber es gibt noch viel Menschen, die das Sehen von dem auf die Erde Zurückgekehrten noch nicht gelernt haben.

A. F.

Allerlei.

Die Schlaftrunkenheit. Das Bewußtsein des wachen Menschen ist der Zustand, in dem sein Geist durch Vermittlung der Sinne in tätiger Verbindung mit der Außenwelt steht. Dieser Zustand kann verschiedene Veränderungen und Störungen erleiden, von denen einige, wie der Schlaf, von gesunder Natur sind, andere dagegen krankhaft. Wahrscheinlich bestehen während des Schlafes gewisse Vorgänge im Gehirn fort, für die man neuerdings die Bezeichnung des Unterbewußtseins erfindet hat und an die der Mensch beim Erwachen gewöhnlich gar keine Erinnerung hat. Ist eine Erinnerung demnach vorhanden, so spricht man von einem Traum. Wird das Bewußtsein durch eigentliche krankhafte Erscheinungen gelöst, z. B. durch einen epileptischen Anfall, so hat der davon Betroffene gewöhnlich keine Ahnung davon, was er während dieser Zeit getan hat. Zweifelhaft aber ist die Scheidung zwischen dem normalen und dem gestörten Bewußtsein eine so feine, daß es auch für den gewiegten Psychiater schwierig ist, eine Entscheidung darüber zu fällen, wenn er z. B. vor Gericht darüber befragt werden würde. Es gibt einen Zustand, der am häufigsten als Schlaftrunkenheit oder Somnolenz bekannt geworden ist, in dem scheinbar schlafende Personen Handlungen ausführen, die vorzüglich erscheinen und an die die Betroffenen auch eine klare, bestimmte Erinnerung haben.

Einen besonderen Fall einer derartigen Störung des normalen Bewußtseins schildert Dr. Taylor im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung an einem sonst gesunden Mann von 31 Jahren, der allerdings schon jahrelang gelegentlich eine Neigung zum Nachwandel gezeigt hatte. Er berichtet selbst, daß er sich dann durch einen unwillkürlichen Antrieb veranlaßt fühlte, sein Bett zu verlassen, von dem Fenster einen Stuhl abzurufen und dann längs eines Wasserrohrs herunterzuklettern, wobei er sich mit Händen und Füßen anklammerte. Sobald er den Boden erreicht hätte, läme ihm die Bestimmung zurück und er suchte dann ruhig sein Bett wieder auf. Der Mann behauptete selbst, daß er dabei nicht das Bewußtsein verloren hätte, sondern eine bestimmte Erinnerung an alles besäße, was ihm begegnet wäre. Ein anderes Mal fletterte er im Nachtgewand durch ein Fenster in das Schlafgemach eines anderen Mannes. Ein drittes Mal schwang er sich zu dem Fenster im dritten Stock heraus, erwachte aber noch gerade, als er vom Fensterbrett herunterging. Er hatte noch viele Erfahrungen ähnlicher Art zu berichten und behauptete, beim Erwachen nicht im mindesten Schwindel oder auch nur Verwirrung zu empfinden.

Der Patient selbst erklärte diese Handlungen daraus, daß er von einer überwältigenden Furcht vor einem schrecklichen Traum getrieben würde. Er hatte noch nie während des Nachwandelns jemand ernstlich verlegt, gab aber selbst zu, daß er vor seiner Gewalttätigkeit zurückschrecken würde, wenn ihn jemand an der Rettung vor der drohenden Gefahr hindern wollte. Aus diesem Umstand ergibt sich die Bedeutung dieser Aufklärungen für richterliche Entscheidungen, bei denen die Verantwortlichkeit des Täters bei einem Verbrechen in Frage steht. Der Ausdruck Schlaftrunkenheit ist wohl für den geschätzten Geisteszustand nicht bezeichnend genug, und man wird sich vielleicht besser des Fremdwortes Somnolenz oder des bekannteren Somnambulismus bedienen, ehe ein geeignetes deutsches Wort dafür gefunden ist. Ubrigens ist die fragliche Erscheinung auch als eine Art von aktivem Abdrücken erklärt worden.

Humoristisches.

Im Zweifel. Rechtsanwalt: „... Ich weiß nicht, aus Ihnen werde ich nicht klug!“ — Bauer: „Ja, wenn S' erst aus mir klug wer'n soll'n... nacha is' g'heht!“

Aus dem Gerichtrepertoire. Montag den 15. Oktober: Alimentationsklage der unverheirateten Helene Wahr gegen Kellermann und Wumosen.

Verlag des „Volksfreund“, G. u. C. Karlsruhe i. V.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 40.

Karlsruhe, Samstag den 7. Oktober 1905.

25. Jahrgang.

Neuere Auffassungen über rationelle Ernährung.

Dr. Ludwig Rehn hat in der „Frankf. Ztg.“ die Lehre von der zweckmäßigen Ernährung hat in den letzten Jahren große Beachtung erlangt und manche altgewohnten Anschauungen sind von der wissenschaftlichen Forderung als unhaltbar erwiesen worden. Da die praktische Ergebnisse dieser Untersuchungen beim großen Publikum und selbst bei den Ärzten noch wenig oder gar nicht bekannt sind, möchte es nicht unangebracht sein, sie auch an dieser Stelle in Kürze mitzuteilen.

Wie bekannt ist der heutige Mensch ein geborener Mäseesser. Doch kommt er ursprünglich von reinen Pflanzenessern, die, in die weniger begünstigten nördlichen Gebiete der Erde sich ausbreitend, diese Pflanzenkost nicht mehr fanden und so Nahrungsgewohnheiten zu vorwiegend fleischlicher Nahrung wendeten. In dem Maße aber, als im Laufe der kulturgeschichtlichen Entwicklung durch Uebernahme des Tierbrotens die vegetarische Ernährungsweise im Verein mit der immer schmackhafter gewordenen Fleischkost die fast ausschließliche Fleischnahrung des modernen Menschen herbeiführte, ist der Mensch seiner ursprünglichen Bestimmung geredet geworden. Nur in den Städten verzehrt er eine im ganzen zu einseitige, zu sticht und anderen Stoffwechselstörungen disponierende Kost, ist er hauptsächlich zu viel und zu sehr gemüht, dadurch auch einen anhaltenden Durst erzeugendes Fleisch, verpariert er also bei einer sehr unzureichenden Ernährung.

Stets sollten in unserer Nahrung die vegetabilischen Stoffe stark überwiegen, sollten wir überhaupt viel mehr grüne Gemüse und Obst essen, als wir es gemeinhin tun. Diese bieten uns nicht nur alle für das Leben nötigen Nährstoffe und Salze, sondern regen durch ihren Reichtum an Zellstoff oder Zellulose ganz besonders die Darmtätigkeit an, was für die meisten unter uns von der größten Wichtigkeit ist.

Für die Mehrzahl der Menschen ist eine Regelung der Darmtätigkeit von der größten Bedeutung für ihr Wohlbefinden. Da wir durch zu feine zubereitete und vielfach zu konzentrierte Nahrung, durch die vorwiegend sitzende Lebensweise und teilweise auch durch angeborene abnorme Länge des Darms oder schlechte Erziehung desselben überhaupt zu Verstopfung disponiert sind, so ist die zellstoffreiche gröbere Pflanzenspeise für uns alle von der wichtigsten Bedeutung.

Noch viel mehr, als dies gemeinhin geschieht, sollte man daher zu vorzugsweiser Pflanzenkost sich wenden und dafür viel weniger Fleisch genießen. Wir befinden uns dabei in jeder Beziehung unendlich wohlger und wären weniger von Nerven- und Stoffwechselkrankheiten aller Art geplagt.

Im ganzen enthält aber die Pflanzenkost, so reich sie auch besonders in den Körnerfrüchten und Getreidearten aller Art an Eiweiß und Stärke sein mag, zu wenig Fett, sodaß wir instinktiv die Milchspeisen in Butter oder sonstigen Fetten geschmeert genießen, gleichgültig wie wir zu Brot gerne Butter oder fetten Käse verzehren. Die Fette sind für die Ernährung des Menschen von umso größerer Bedeutung, je kälter das Klima ist, in dem er lebt; denn sie sind weitens die ergiebigste Wärmequelle, das ausgiebigste Heizmaterial. Deshalb genießen alle zirkumpolaren Völker so viel Fett und Speck, verzehren die vielfach über Mont Blanc-Schnee lebenden Tibetier, die schon zu Tierzeit vorgezogenen sind, ganz gemaltene Mengen von Butter bei ihren Mahlzeiten. Bei uns spielen die Fette besonders im Winter eine große Rolle, wo wir zur Erhaltung unserer hohen Eigenwärme ganz bedeutende Wärmemengen zu erzeugen haben.

Zu ihrer Wirkung auf den Organismus ist aber die Pflanzenkost insofern von der Fleischkost verschieden, als sie, im Gegensatz zu dieser, viel Kalisalze enthält. Diese entziehen dem menschlichen Körper eine entsprechende Menge Natriumsalze. Deshalb müssen wir, um den daraus entstehenden Natriumverlust zu decken, zu den Pflanzenspeisen Chlornatrium, das ist Kochsalz, genießen, das wir bei ausschließlicher Fleischkost nicht benötigen würden. So verzehren alle fast ausschließlich von Fleisch lebenden Jägerstämme kaum je Kochsalz, ja fennen diese Substanz meist gar nicht, während alle vorzugsweise von pflanzlicher Kost lebenden Völker einen instinktiven Bedürfnis danach haben. So wurden schon in vorgeschichtlicher Zeit Salzfundorte zu namhaften Kulturzentren der Völker treibenden Bevölkerung, die zu höchstem Wohlstand gelangten, wie auch heute noch bei den Nubianern Afrikas, wie der ganzen Welt, das Kochsalz eines der wichtigsten Handelsprodukte darstellt. Das gleiche instinktive Bedürfnis nach Kochsalz als notwendige Zutat zu ihrer Nahrung treibt auch die Pflanzenesser zu den Salzlecken, die niemals von fleischfressenden Tieren aufgesucht werden. So nimmt beispielsweise ein Mensch, der sich vorwiegend von Kartoffeln — allerdings der kaltesten Frucht — ernährt, im Laufe des Tages bis zu 40 Gramm Natrium in sich auf. Diese Natriummenge, die seinem Körper eine entsprechende Natriummenge entzieht, zwingt ihn, die Kartoffeln stets mit Salz, dieser Ergänzungssubstanz, vielfach auch in Form gesalzener Fische zu verzehren. Nur so mundet uns überhaupt diese an sich fast geschmacklose Knollenfrucht und ist sie uns befriedigend.

Alle Tiere des Festlandes, wie auch der Mensch, sind trotz der Kochsalzarmen Umgebung, in der sie leben, auffallend Kochsalzreich in ihren Geweben, besonders im Blut. Das kann nur dadurch erklärt wer-

den, daß diese gesonnte Tierwelt im Kochsalzreichen Meere ihre Nahrung nahu und sich erst nach und nach dem Kochsalzarmen Lande anpaßt. Je länger man ein Landtier, auch der Mensch ist, um so Kochsalzreicher sind seine Gewebe; je älter es dagegen wird, um so Kochsalzärmer wird es. Nicht von ungefähr ist gerade das natronreichste Gewebe unseres, wie jeden tierischen Körpers der Knorpel, das entwicklungsgeologisch älteste Gewebe überhaupt. Je niedriger in der Stufenleiter der Geschöpfe ein Tier steht, um so mehr bleibt dieses Gewebe zeitlich bestehen und um so weniger wird es durch die bei den höheren Tieren sich ausbildende Knochenbildung ersetzt. Und dieses Knochengewebe entsteht nicht aus dem stets vorangehenden Knorpelgewebe, sondern erst in dem Maße, wie der Knorpel im jungen Individuum resorbiert und beseitigt wird, wächst von der Weichteil aus das Knochengewebe in den Raum hinein, den vorher der Knorpel einnahm.

Den Prozeß der Anpassung an die Kochsalzarme Umgebung, in der wir auf dem Lande leben, halten wir künstlich dadurch auf, daß wir zu dem Meere greifen, welche die ursprüngliche Heimat alles Lebenden, die Salzlatte auf dem Festlande zurückgelassen hat, zu dem Salzmeer. Und je mehr wir Pflanzenessen, die alle instig einer weitergehenden Anpassung an das Land zum Nahrungsmittel unter Kochsalzarmen. Aber da das Kochsalz gleichzeitig mehrere Geschmacksnerven beizagt und ein Gewürzmittel ist, so genießen wir relativ zu große Mengen davon, was wiederum ungewohnmäßig und nichtig ist. Wenige Gramm Kochsalz würden uns durchschnittlich für den täglichen Bedarf genügen; statt dessen genießen aber alle diejenigen, deren Geschmacksnerven durch gewohnheitsmäßiges Tabakrauchen und Alkoholgenuss abgeschumpft sind und stärkerer Reizmittel bedürfen, viel zu viel davon, nämlich 20—30 Gramm täglich. Dieser Mißbrauch reizt auf die Dauer die Nieren, welche die im Wasser löslichen Stoffwechselprodukte aus dem Körper hinauszuführen haben, und so werden schließlich diese Nieren wichtigen Organe in unserer Körper durch den gewohnheitsmäßigen Kochsalzreichtum in unserer Nahrung krank. Bei schon gereizten oder gar erkrankten Nieren erregen wir wiederum die viel Kochsalz benötigenden Kartoffeln durch den außerordentlich kalten Reiz, dessen reichlicher Genuß die für den Stoffwechsel nötige Kochsalzzufuhr auf ein Minimum einzuschränken gestattet. Der Reiz enthält nicht weniger als sechsmal weniger Natrium als Weizen, Roggen oder Gerste, zehn- bis zwanzigmal weniger als Linsen, Bohnen und Erbsen und zwanzig- bis dreißigmal weniger als Kartoffeln. Diese Nierenkrankheit, die zu ihrer Entwicklung bekanntlich einen feuchten Boden, überhaupt viel Wasser bedarf, ist folglich noch nicht in dem Maße, wie die oben genannten anderen, zur Landpflanze geworden. Deshalb haben alle vorzugsweise reisessenden Völker, zu denen alle Ostasiaten gehören, ein außerordentlich geringes Kochsalzbedürfnis im Gegensatz zu den Cerealiern, Leguminosen oder gar Kartoffelgenießenden.

Außer einer Natriumzufuhr in Gestalt von Kochsalz bedarf aber unser Körper noch anderer sogenannter Nährsalze, unter denen die wichtigsten Kalzium und Eisen sind.

Besonders groß ist natürlich der Kalziumbedarf bei einem wachsenden Individuum, das ein sehr kaltes Knochengewebe als Gerüst für seinen Körper aufzubauen hat, sowie auch bei jeder Frau während der Schwangerschaft und des Stillens. Wie das junge Tier oder das Menigkind bei mangelhafter Kalziumzufuhr nur ein minderwertiges Knochengewebe aufbauen vermag, so wird bei jeder sich Mutter fühlenden Frau der Kalzium, der zum Aufbau der Knochen des Kindes unbedingt nötig ist, aus ihren eigenen Knochen genommen, und zwar geschieht die Kalziumaufnahme fast ausschließlich aus den der Stoffzirkulation entzogenen Knochen, so besonders dem Schädel und den Zähnen. Deshalb kann es uns nicht wundern, daß eine ungenügend Kalzium in der Nahrung in sich aufnehmende Frau zur Zeit der Fortpflanzung auffallend leicht Zähne an Parodontitis einbüßt oder gar an Knochenverwundung erkrankt. Daß Schwangerschaft und Laktation im Ruhe sind, den Frauen die Zähne zu verderben, ist eine alte Erfahrungssache. Aber die in dieser Zeit sich ungewohnmäßig ernährenden Frauen allein werden von diesem Liebel befallen.

(Schluß folgt.)

Heimgelunden.

Von Anton Zendrich.

(Nachdem verboten.)
In einem Dorf am Bierwaldkattersee schreibe ich dies. Es ist zum zweitenmale, daß ich hier bin. Eigentlich wollte ich gar nicht herber, gerade wie das erste Mal. Das sind nun gerade 19 Jahre her. Ich machte damals eine kleine Schweizerreise und traf auf dem Schiff von Zürich nach Luzern mit einer Amerikanerin zusammen, die wohl 15 Jahre älter war als ich. Aber sie war eine Frau, eine nützliche Frau. So ganz anders als alle andern, die ich bis dahin kennen gelernt, was allerdings nicht viel heißen will. Denn ich hatte gerade das 20. Jahr vollendet und war von einer simplenhaften Bekanntschaft und Dummheit.

Diese Frau, die mit ihrer Mutter und ihrem Sohn, einem 10jährigen Knaben, als Surrogat am Bierwaldkattersee wohnte,

... nach Bremen, was mein Koffer für den Tag war, hierher zu kommen. Sie war von ihrem Namen geschieden. Und ich, wie gesagt, ein ungeschickter Dösel. Aber — konni soit, qui mal y pense. Ich lernte manches von ihr und alles in Ehren. Sie mochte wohl wegen meiner naiven Unbeholfenheit, die auch bisweilen Stöhnheit wurde, und wegen meiner heimtücklichen Unterwürigkeit Interesse für mich haben, sie, die Großstädterin. Halb bemutterte, halb liebte sie mich. Und ich verehrte sie — so auf 20 Schritte Entfernung.

Und durch sie lernte ich auch einen lieben, feinen Menschen kennen. Es war eines Abends. Wir schlenderten durchs Dorf, und sie erzählte mir von dem Leben der Studenten in Amerika, wie das so ganz anders sei als das Treiben in den deutschen Universitäts-Städten.

Wöhlisch blieben wir stehen. Aus dem geöffneten Fenster eines der Schweizerhäuser jubelte Geigenpiel hervor. Wir traten näher. Eine schmelzende Melodie floß nun wie Silber durch die Abendluft. Ergreifen von den reinen Tönen, die von Lust und Leid einer tiefen Seele sangen, tauschten wir...

„Aber, das ist ja ein Künstler, oh my!“ — sagte die Frau in schlechtem Deutsch. „Echt amerikanisch ging sie, als das Spiel gendert hatte, ohne Umstände ans Haus, um den „Künstler“ kennen zu lernen. Ich hinterdrein.“ Sie klopfte an einer Tür an.

„Inne!“ — „Klang es von drinnen etwas unwirlich herans. Wir traten ein und sahen einen jungen Menschen von etwa 23 Jahren einer Geige in der Hand vor uns stehen. Er wurde verlegen wie ein Kind, als er die Fremden sah. Sie bat ihn so freundlich und herzlich um Entschuldigung, daß er die Verlegenheit wenigstens einigermaßen ablegte. Sein wundervolles Spiel hätte uns hereingelockt, erklärte ihm die Amerikanerin. Da wehrte er energisch, ja fast gar ab.

„Sei Spuer vor Wundernoll, des muß i besser wisse. S'langt m'r eifach nit, was i us d'r Geige use bringe möcht!“

Und mit einer edigen Bewegung fuhr er sich über die Stirn und das abschlonde schlicht gekämmte Haar. Er war einfach, fast häuerlich gekleidet, aber in seinem etwas herben großgeschneitten Gesicht prägte sich ein tief verschlossenes Gemütsleben aus. Seine blauen Augen sahen mehr nach innen als nach außen. Während die Frau dem jungen Mann sagte, sie fühle wohl, wie jedes Lob einem echten Künstler andringlich erscheinen müsse, kam eine etwa 50jährige Frau zur Tür herein und sah uns mit einem mißtrauischen Blick an. Sie grüßte nicht und ging wieder hinaus, als sie uns gemustert hatte. Das sei seine Mutter, erklärte der junge Geiger. Sie hab's nie gern, wenn Stadtleute zu ihm kämen. Drum hab sie wohl so böß dreingehaut.

Wir empfanden, daß wir gerade keine willkommenen Gäste waren und gingen.

Einige Tage später begegneten wir ihm auf der Straße. Ein Stückchen molte er uns schon begleiten, meinte er auf die Einladung der Amerikanerin. In einem mühsamen, zögernden Gespräch voller Scheu und Unbeholfenheit erfuhren wir nun, daß er nur einen Wunsch habe, nämlich den, sich als Geigenpieler auszubilden und ganz der Kunst zu leben. Aber die Mutter! Die litte es nicht. Er sei der einzige Sohn und der Vater sei schon lange tot. Die Mutter habe so komische Ideen von der Stadt und wolle ihn halt nicht gehen lassen. Das Stadtleben sei ein häßliches Leben, sage sie immer. Geld habe er schon ein wenig, aber weit werde es kaum reichen. Die Mutter gegen ihren Willen allein zu lassen, das brächte er nicht über's Herz. Dr' Dösel! Er plage sich ab mit seiner Stainer-Geige, die ihm ein reicher Deutscher geschenkt, aber je mehr er sich plage, desto mehr merzte er, was ihm fehle; die Lechzucht, die Schule, der Unterricht eines Meisters, das sei's! Und dann müsse er doch der Mutter helfen im Feld und zu Haus. Das verderbe aber seine Finger und es sei a Gahobeg'schicht, a verfluchte. Er hinterdenke sich noch, wenn's so weiter gäbe.

Alles das würgte er so nach und nach herans. Und aus jedem Satz sprach die Angst, ob man ihn denn nun wirklich auch verstehen würde.

„Nun sing ich an.“

„Ah, der Kunst müsse man folgen. Das Geld spiele keine Rolle, die Mutter müsse ihn gehen lassen. Was man wolle, das könne man. Ich hätte auch so einen Kump; aber das sei etwas anderes, das sei die Dichtkunst.“

Auf diese Art gings fort und ich kam ins Reden, daß ich mich selbst wunderte. Die Amerikanerin freute sich innerlich wohl über mein naives Gerede, aber sie sagte fast nichts.

Wieder vergingen einige Tage. Da hörte ich vom „Schöpp“ — so hieß der Geiger — mit dem ich unterdessen gut Kamerad geworden war, die Frau Fiedel — so hieß die Amerikanerin — sei jetzt fast jeden Tag an seiner Mutter, sie sollte ihn doch mit ihr gehen lassen nach Paris. Dort würde sie dafür sorgen, daß er bei einem berühmten Meister, einem ihrer Freunde, auf dem Konservatorium Unterricht bekäme. Er sprach von Hoffnung, denn er glaube, so sagte er, sie würde die Mutter heranzubringen. Gestern schon habe sie ihn gefragt, ob er auch immer in die Kirche gehen und ein rechtschaffenes Leben führen wolle, wenn sie ihn nach Paris ließe. Aber ganz sicher sei er noch nicht, daß er gehen dürfe.

Es muß ein rührender Kampf gewesen sein zwischen der Bauernmutter, die ihr großes Kind gegen die große Welt verteidigte, und der Amerikanerin, welche der Kunst einen neuen Jünger zuführen und einer Künstlerseele die Wege ebnen wollte. Die Mutter vom Schöpp hatte, wie viele geachtete Bauersfrauen, den feinen Instinkt für die Gefahren der Großstadt, und es brauchte die ganze unheimliche Gewalt, die von der Amerikanerin ansitztrönte, wie ein fülltes, aber immer mächtiger werdendes Feuer, um das Mißtrauen und die Mutterliebe in der Alten zu besiegen. Und wenn ich jetzt zurückdenke an diesen edlen Kampf, der

*) Gerein.

dort drüben in dem Bauernhaus vor Jahren zwischen der Kunst und der Mutterliebe geführt wurde, um den Schöpp, so packt mich das alles, was ich nun weiß, noch viel tiefer.

Der Schöpp durfte nämlich nach Paris gehen. Die Reisekosten bestritt er aus dem Ertrag eines Konjertes, welches er mit der Frau Fiedel zusammen in dem großen Hotel am See gab. Die Abschiedsrede, die seine Mutter in der Stube an ihn hielt, ist mir noch heute im Gedächtnis. „Also, Rue, lue i loß di go, wil i glaub, s'ich di's Glück; die Frau do het's g'satt, s'wurd di's Glück si, un i halt drif, daß d' Frau Fiedel an anständige Frauensperson ich, wo's gut mit d'r meint. Gib uff d'Kleid'r acht, un mach di Sach recht, so daß d'Lit allerli mit d'r z'riede sin. Geh am Sonntag in d'Kirche un loß m'r die Wiberwölter in d'r Stadt in Rueh. So un jey b'hüet di Gott un b'hüet sich Gott mit enand'r.“

Es ging etwas so heilig und ernstes von dieser einfachen und kleinen Bauersfrau mit ihrem energischen Gesicht aus, daß mir bei dieser Abschiedsrede ganz seltsam zu Mut wurde. Dann küßte die Mutter ihren Schöpp noch einmal, wie einen kleinen Bub, spritzte ihm, während er sich betrauerte, aus dem Weiswasserfestischen, das an der Türe hing, einige Tropfen in's Gesicht, und gab uns beiden andern mit freundlichem Ernst die Hand. Aber auf's Schiff begleitet sie uns nicht. Wir fuhren zusammen noch nach Luzern und trennten uns dann. Der Schöpp und die Amerikanerin mit ihrer Mutter und ihrem Kind fuhren nach Paris und ich nach Davos. Der Abschied wurde mir schwer von der rath gewordenen Freundin und dem Freund. Wir schrieben uns noch einige Male. Dann wurde es still.

Das sind nun 19 Jahre her, und zum erstenmal seit dieser Zeit hörte ich gestern Abend wieder einmal etwas vom Schöpp. Ich hatte ihn bereits vergessen. Aber als ich gestern auf dem Schiff gegen Nöselen fahren wollte, zog es mich hierher. Ich hatte Glück mit meiner Wohnung. Am See liegt eine Sägemühle. Da drin fand ich eine hübsche kleine Stube. Freundliche, wahrhaftige Menschen ohne die übliche schweizer Pensionhalterhöflichkeit sind die Hausleute. Aber der Besitzer der Stube ist noch mehr. Gestern Abend war ich im Garten. Die Gartenmauer, welche aus dem See aufsteigt, ist mit weißen Blumenfäden geschmückt, aus denen rote Fuchsinen wachsen. Unter einem mächtigen Birnenbaum mit weit herabhängenden Ästen, durch deren sonnen-durchleuchtetes Blattwerk man den smaragdgrünen See und die blauen Bergwände sieht, ist eine Bank. Da saß ich und dachte an die Tage hier vor nun bald 20 Jahren und an den Schöpp. Die Wellen des Sees schlochten an die Mauer und die Säge sang ihr einträgliches Lied. Zu meiner Träumerei störte mich ein stattlicher alter Baueremann mit glattrasiertem Gesicht. Ich bin mir jetzt bewußt, etwas feines dummes zu schreiben, aber man wird mich verstehen, wenn ich sage: Wenn Goethe ein Bauer gewesen wäre, so hätte er einen Kopf gehabt, wie dieser Mann, der Säger und Besitzer des Hauses, in dem ich Wohnung genommen. Er rauchte aus einer langen Pfeife, auf deren Kopf Beet-hovens Bild gemalt war. Aus großen, klaren Augen blickte er. Nur die Nase war etwas zu stark geraten und ihr Schwung war durch eine kleine Verdickung und Krümmung der Nasenspitze beeinträchtigt. Weißes Haar umspielte die hohe Stirn.

Nach den üblichen Fragen und Antworten über Reise und Wetter sagte ich ihm, ob er den Schöpp Fiedel auch gekannt habe.

„I han ne guet kennt“, antwortete der Alte und sein Gesicht bekam einen fast feierlichen Ausdruck. „Und Ihr, hert Ihr ne au kennt?“

„Oh, ja; und wo ist er denn jetzt?“

Der Alte schaute mich scharf an. „Sie ich er wieder. Schömmet, m'r wolle ne b'hüde.“ Barhäuptig, die Fäße in starken Sandalen und die lange Pfeife in der Hand, schritt er zum Garten hinaus. Ich hinterdrein. Beim Kirchhof ging er hinein und zeigte mir dann wortlos einen einfachen Grabstein.

Darauf stand:

Hier ruht der Jüngling*) Joseph Fiedel Musiker. 1862—1903.

Und darunter war eine kleine Lyra in den Stein gehauen. „Gerni Ihr ne guet kennt, dr Schöpp“, fragte der Alte wieder, als wir das kleine, schmiedeeiserne Türlein des Kirchhofs hinter uns geschlossen hatten und wieder auf der Straße waren. Ich erzählte ihm, wie ich die Bekanntschaft des Toten gemacht, und fragte dann, an was er gestorben sei.

„Ne trurig's End, a ganz trurig's End het's gno mit ihm!“ und dann erzählte er:

„Also, der Schöpp sei nach Paris, und jedesmal, wenn er zu Besuch gekommen sei, habe er halt seiner die Geig spielen können. Eine Amerikanerin hab ihn auf ihre Kosten ausbilden lassen, auf einer Schul, wo sie das Geigen us em if verstandet. Dann sei er als Prim-Geiger an d' groß Dper g'o. „I verstand nämlich an a chli ebbs!“ von d'r Musik, meinte der Alte mit bescheidenem Stolz, als wir wieder in seinem Haus angekommen waren. „Lueget ämol!“ — sagte er, indem er mich am Arm faßte und in eine große Stube hineinrag — „das ist unser Sautstimm g'it, wenn als der Schöpp uf d' Buch ich g'o. Wir hent nämlich so a chli's Orchesterli g'a.“

Jetzt kam der Alte in's Feuer. Seine Augen zwinflerten vor Vergnügen und sein Gesicht leuchtete ganz. „Lueget, mir hemt 2 Prim-Geiger g'a. 2 zweiti Geige, ei Biola, die hett der Werrzer g'schrie, d' Clarinette, ei Trompette, ei Posaune, und i, i ha der Cunterbas zoge. Ja, mir hemt no feini Musik g'macht, sag ich Euch! Und wenn der Schöpp

*) Gemein.
*) leuchtete.
*) verfluchte.

schweizerisch jodelt wie Junggeilte, ein wenig etwas.

hört Paris so, wo, wo get er lag m. g'mumert mit ds' Pumper g'me. Bei Ned! Do hent m'r dann als s' „Wiener Leben“ vom Strauß g'macht; der Schöpp het dann allei d' Prim-Geige g'spielt. Dem's ich ebbs g'it! Ah, des het dem g'judget uf d're Geige; und wenn wieder so sin und ich, daß ein schätz d'Wasser ich in d'Wage cho. Un i fingerlet het er! S' ganz Dori ich als am Abend, wo mir Musik g'macht hent, drus uf d'r Straße g'stanbe.“ Ganz in Ekstase war der Alte gekommen und steckte sich in Geigerstellung hin, um mir zu zeigen, wie der Schöpp g'fingerlet habe, wenn sie zusammen das „Wiener Leben“ vom Strauß machten.

Auf einmal wurde er aber wieder ernst und mit aufgehobenem Zeigefinger sagte er feierlich, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und einige Momente lang nicht an dem langen Rohr saugte:

„Und mir het er meng's mol allei vorgepielt. Ganz allei! Aber wijset er, fällt ich nit zum Tage! Do het m'r dra g'mert, was in ihm g'it ich, begrieffet; ich mein, si Juvendigs het er dann uegspielt.“

Er schwieg. Dann paßte er wieder und fuhr wieder: „Un am a schene Dag vor fünf Jahr ich er au wied'r cho. Aber ganz anderich ich er g'it wie früher. Nimm di liab, freundschaftlich Mensch von sunstich. Nimm di, fällt ich er g'it. Het mit nime mehr g'radt. Het nimm di Geige g'spielt. Nimm allewil hadet het er im See, meng's mol ich er mitte in See uns g'himmme, de Dampfschiff noch. Un i glaub, er mließ sich von dem viele Bode's Mut verhälet han. Am a schene Dag het ne a Schlägl troffe. Von d're Jit het er de ein't Fuez nohe zoge un ich ganz g'hor't g'it. Aber immer ruhig ich er g'it un die Mutter hat ne drum au abfolut in sel Anfall wölle dnu. Wenn sie ne nur mit hätt furt go lo, het sie allewil g'ammert, dann wär des Unglück nit cho. Jetzt gäh sie d'r Schöpp nimm fremde Lite; bei ihre mließ er bliebe, bis er wied'r g'fund sei. Aber er ich nimm g'fund worde. Ganz verlobet ich er, het d'Lit nimm kennt, wie a Ghind ich er g'it un noch anderich halb Jahr ich er g'chorbe. Ja, so ich's mit em Schöpp gange. Un uere Musik ich jeh un usenand. Wäge d're verghalte!“

Wollit, d' Biola un d' Prim-Geige und d' Bagge sin konserveratib g'it un d' andere freisinnig. Do het's uf d' Käng nimm wölle go. Der Stritt ich cho un d'no ich's vord'i g'it mit d'r Musik.

Der alte Säger qualmte aufgeregt. „Und die Mutter vom Schöpp?“ fragte ich.

„Ganget so nit zu ihr.“ warnte der Alte. „Sie g'a d' Stadtlit nimm g'fah, sit d'r Schöpp tranf ich heim cho. Percht het sie a Stolz fa, wo er so viel Geld verdient und ihr allewil Banfrüktli g'cholt het, aber jeh jait sie allewil, si sei d' Schuld am Schöpp sin Unglück. Sie hätt'n mließe d'heim b'hälte. In Paris hab er si Ehrancht'heit cholt, d'heim hab ihm nie ebbs g'fesh't!“

Und die Mutter vom Schöpp hatte Recht. Die Weltstadt mit ihrem Parkum und ihren süßen Lustern hat ihn ruiniert, den Bauerngeiger vom Waldstätteree. Gestern noch war ich beim Arzt, der ihn behandelt hat. „Paralyse auf der bekannten Grundlage“ — sagte er.

Aus dem geschmolzenen Smaragd des Sees ist jetzt, am Abend, wo ich die Feder weglege, geschmolzener Rubin geworden. Die zackige Pyramide des Plutons hebt erhaben auf rosigem Himmel. Die Pyramide auf dem Gartenmauergehng glühn und die Kirchenglocken läuten über den See. Ich aber sehe immer noch den weißen Grabstein mit den Worten:

Hier ruht der Jüngling Joseph Fiedel Musiker.

Und immer wieder muß ich an die Mutter denken, die Kluge, treue, gute Mutter, zu der er sich doch noch heimgefunden hat.

Wie schön leucht' uns der Morgenstern.

In der Magdeburger Volksstimme erzählt ein alter Parteigenosse:

Ein sozialistisches Lied mit obiger Melodie, gesungen von 80 bis 100 Mann in der Kirche des Zellengefängnisses zu Hannover 1875.

Und das kam so:

Ich war 22 Jahre alt, da hatte ich nachweislich schon 2000 Majestätsbeleidigungen verübt und dadurch eigentlich 4000 Monate „Rittchen“ verdient, wie der Kronanwalt (so hießen die Staatsanwälte früher) sagte. Aber er wollte mich bloß 9 Monate sitzen lassen, welcher Ansicht auch das Gericht beirat. — Billig, nicht wahr? — Es handelte sich um ein „Neues Wintermärchen“.

Ich war schon 5 Monate da, in — Untersuchungshaft. Ich führte mich sehr gut. Ich machte nämlich Lüten — in Afford. Das war eine schöne Arbeit. Manchen Tag lieferte ich 2—3000 Stück ab. Aber die Käufer dieser Disten haben nicht viel Freude damit erlebt. Jede einzelne mußte sich notwendig als unbrauchbar erweisen. Der Warden war durch den späten Waden der Tüte geogen. Der Lebensmangel mußte nun jedesmal ein Loch hineinreiben!! Das kommt von der Gefängnis-artli.

Wegen meiner guten Führung kam ich nach 5 Monaten Einzelhaft in gemeinsame Haft. Mit zwei Spitzbuben machte ich Patronenschachtel-einlage. Mein Handwerkszeug bestand in einem Leimtopf mit Pinzel. Unsere Zelle war mit zwei großen schönen Fenstern versehen. Draußen war ein großer Garten. Hier wurden die Gefangenen spazieren geführt. Sie gingen im Gansemarsch — 10 Schritte Abstand haltend — ziemlich

... e ute mochten alle im Nord- und L. ange, wogtes vor uns im Schiffsiegel befeanden.

Eines Tages sehe ich zu meiner großen Freude den Sozialdemokraten Adam Gebe dahermarfchieren. Das war ein tüchtiger Verfassungsbredner. Er hatte bloß eine Majestätsbeleidigung verübt und dafür 6 Monate erhalten.

Ich trete ans Fenster — er sieht mich — er winkt mit den Augen einen schönen Gruß. Gebe? — Buchbinder? — Leimtopf? — Eine Bode! Gall, jamohl!

Den andern Tag, als Gebe wieder im Lauffchritt spazieren ging, schraube ich den Leimtopf von der Gasleitung ab, halte ihn ans Fenster nehme ihn auseinander. . . . Er nicht, er sapierte. Schön!

„Lieber Adam!“ (so schrieb ich nun), „was gibt es draussen Neues? Was macht die Partei? Mitglieberzunahme, wie? Radelt die preussische Regierung noch nicht? Ist Bismard noch nicht zu Ende mit seinem Latein? Gibt der Lessendorff da in Berlin noch keine Ruhe? Also. Weder kannst du ja halten, das weiß ich, aber kannst du auch dichten? Wenn ja, dann dichte gleich mal am besten zwei Verse nach der Melodie „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“. Undei ein Südtischen Bleistift, den habe ich geklemmt. Behalte ihn und dichte feste. Ich klemme doch wieder einen.“

Am andern Tag kommt ein Aufseher vom Nordflügel. — „Ob er den Leimtopf mal kriegen könnte.“ — „Unmöglich, Herr Aufseher — brauche ihn selber — aber in einer kleinen Stunde, da sollen Sie ihn haben.“ — Er geht. — Ich packe nun den Brief ein und stecke ihn zwischen den doppelten Waden des Potts. Fertig! Nach einer Stunde kommt der „Mrdliche“ wieder: „Kann ich ihn nu kriegen?“ — „Jamohl, Herr Aufseher, ich will ihn nun eben gleich selber hintragen, ja?“ — „Ja, det mechten Sie woll, dett wäre so walt vor Sie!“ — ein holdes Lächeln verklärte sein dides Gesicht, und dann schob er mit dem Leimtopf ab. — Der eine von meinen beiden Spitzbuben kriegte einen kleinen Lachkrampf. — Ich goß ihm zwei Becher Trintwasser ins Genid. —

Zwei Stunden später bringt der Aufseher den Leimtopf wieder. Er bedankte sich nicht, und ich sagte recht frohlich: „Herr Aufseher, wenn Sie den Pott wieder mal brauchen — es ist alles da! — bloß vorher ein hüchsen Bescheid sagen.“ Er schließt vor draussen zu und geht. Jetzt hält ein Mann seine Ohren an die Tür und horcht — alles still. — Ich nehme den Pott auseinander, — ein Brief von Adam Gebe!

In zwei Stunden hatte der Brabe alle meine Fragen beantwortet und — man staune — zwei schöne Verse gedichtet. Hier ist einer:

(Melodie: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“.)

Es könnte hier auf dieser Welt gar anders sein, wenn nicht das Geld Die Herrschaft würde üben. Zerbröckel des Geldsackts Macht entzwei, Dann wird die ganze Menschheit frei Und wandelt hier in Frieden.

Freiheit! Gleichheit! Laßt erschallen. Daß es allen mög' bedeuten Daß ein End' der Menschheit Leiden!

Die Verse waren herrlich, und nun gilt es: abschreiben. Ich hatte Gelegenheit, mit hundert jugendlichen Gefangenen zu verkehren. Sprechen war bei schwerer Arreststrafe verboten. Ich übertrat aber so oft wie irgend möglich — der Aufseher von unserer Station war so gut — das Verbot. Jeder kriegte einen Zettel mit den Versen und der Mahnung: auswendig lernen und bei Gelegenheit frätig singen. Wir trugen alle wohl wir noch so jung waren, eine Leinwandmaske vor dem Gesicht. Meinen Namen kannten sie nicht, — aber bald küherten sie: „Achundzwanziger, ich kann schon!“

Abends nach Feierabend hörten wir manchmal einen Gefangenen — mein Herz klopfte vor Freude. Aber nächsten Sonntag — das geschah! Leider wurde aber die Melodie nicht gesungen. Das kam am folgenden Sonntag lasen wir auf der Tafel die hochwiltkommene Nummer des Gesangsbuchs.

Die Kirche ist so eingerichtet, daß alle Gefangenen den Pastor hören können, aber keinen Mitgefingenen. Jetzt ist alles da — es geht die Orgel ertönt — es kommt erst das Präludium, immer näher schne ich der Herr Kantor an die Melodie heran. Jetzt — und aus den Kräften brüllen wir los:

„Es könnte hier auf dieser Welt . . .“

Hier zeilen sang ich mit, dann horchte ich eine Zeile, und dann klappte. Die Jugendlichen beherrschen die Welt der Töne, und nun ich wieder mit:

Freiheit! Gleichheit!

Und nun den zweiten Vers. Da — au — da steht der Pastor schon auf der Kanzel. Er war klug im Gesicht, seine Augen „Prächtig klammern“, wie man so zu sagen pflegt. Aber er sagte sich, las erst die Epistel, den schönen Paulusbrief an die Korinther: „Die Liebe horet, nimmer auf“ — und dann kam das Evangelium vom verlorenen Sohn — und dann kriegten wir den Segen. — Unter dem Gebrüll der Orgel vertiepen wir die Kirche.

Aber so lange wie ich in diesem „Rittchen“ gewesen bin — niemals leuchtete in diesen heiligen Hallen der schöne Morgenstern wieder. Wer nur den lieben Gott läßt walten Und zählet Steuern allezeit.